

**Gibt es  
einen  
Hänschen-Klein-  
Jazz?**



Es bleibt ein soziologisches Geheimnis, warum ausgerechnet die Freunde der tolerantesten Musik auf Erden das intoleranteste Volk sind, das herumläuft. Fragen Sie einmal einen fundierten „Jazz-Fan“, was er von Chris Barber hält! Er wird Ihnen in neunzig von hundert Fällen einen äußerst erregten Vortrag über die Tatsache halten, daß Chris Barber alles andere als Jazz spielt, ihn ganz gewiß als „blassen Kopisten“, als eine „Modeerscheinung für Teenager“ abtun, seine Musik als „ärmliches Klischee“ bezeichnen und am Ende ganz gewiß nicht auf ein tödliches Schlagwort verzichten: mit dem Holzhammer-Argument vom „Hänschen-Klein-Jazz“ wird er Sie zu Boden schlagen und davon überzeugt haben, daß man gerechterweise diesen jungen Engländer etwa zwischen „Alle meine Entchen“ und Helmut Zacharias einordnen solle. Basta.

Am besten fragen Sie also keinen definitiven Jazz-Fan nach Chris Barber. Am besten fragen Sie gleich die jungen Leute, die Chris Barbers Musik populär gemacht haben wie keine zweite, die seine frisch-frech-fröhlichen Dixielandklänge konsumieren, wie heutzutage sonst eigentlich nur Schlager konsumiert werden, die sich damit gegen die Schnulze und für eine unsentimentale, zwar unkomplizierte, aber doch weitgehend einwandfreie gute Jazzmusik entschieden haben. Allerdings werden Sie aus diesen jungen Leuten – kaum eine „Fete“ unter „Teenagern“ oder „Twens“, auf der nicht auch nach Barber-Platten getanzt wird – wohl wenig mehr zur Begründung ihrer Vorliebe herausholen, als daß Chris Barber eben großartig sei, eine runde Sache, ein „Faß“ oder was dergleichen mehr ist. Dixieland-Bands gibt es – im Zuge der nach wie vor florierenden „Revival“-Bewegung – auch in Europa unzählige. Ken Colyer, Alex Welsh, Eggy Ley in England, Claude Luter, André Réwélióty, Armand Gordon in Frankreich, die Dutch Swing College-Band in Holland, die Two Beat Stompers, die Spree City Stompers in Deutschland, Papa Bue's Viking Jazz Band in Dänemark, um nur einige der hervorragendsten zu nennen. Dixieland, wohin man hört. Aber nur Chris Barber hat sich weltweit durchsetzen können, nur er hat sich einen persönlichen Stil geschaffen, der längst für sich und seine Qualität bürgt wie ein Markenartikel.

Was ist der Grund für solch ein Phänomen? Warum hat sich ausgerechnet ein junger Versicherungsangestellter

## Europas erfolgreichster Jazzbandleader ?

# CHRIS BARBER

aus London an die Spitze der Renaissance der Ur-Jazz-Musik setzen können? Und warum ist er ebenso heißumstritten wie heißgeliebt? Selbst die Heimat dieser Musik, die USA, wurde von der Barber-Band in zwei Gastspielreisen 1959 und 1960 fast schlagartig erobert: die erste europäische Jazzband, der das gelang! Die Urteile renommierter Kritiker und profilierter Jazzer Amerikas (Erroll Garner: „Das beste Orchester, das ich jemals gehört habe!“) erschienen selbst leidenschaftlichen Barber-Fans in Europa einigermaßen übertrieben.

Chris Barber ist am 17. April 1930 geboren und studierte zunächst Geige an der Guildhall School of Music. Erst viel später kam er – auf dem Umweg über den Schlagbaß, den er heute noch mitunter bei „Skiffle-Sessions“ betätigt – zur Posaune. Trotzdem wählte er nicht die Musik als Beruf. Zunächst fühlte er sich zum Kaufmann berufen. Die erste „Riverboat-Shuffle“ des Londoner Jazz-Clubs auf der Themse im Jahre 1959, ein Bootsausflug mit heißer Musik, brachte die Wendung. Zwischen so altrenommierten europäischen Dixieländern wie Humphrey Lyttelton, dem Klarinettenisten Wally Fawkes und den Dutch-Swing-College-Leuten tauchte ein sommersprossiger, schüchterner, stotternder Amateur-Musikant auf, der nervös seine Posaune an die Lippen setzte und zur Sensation der Shuffle-Angelegenheit wurde. Es kennzeichnet seinen selbstkritischen Sinn für die Realitäten des Lebens, daß er erst ein Jahr später, nach neuerlichem intensivem Studium, seine Stelle im Versicherungsbüro aufgab und sich mit Ken Colyer, einem alten Jazz-Hasen, der als blinder Passagier schon einmal in New Orleans gewesen war, selbständig machte. Die erste Ehe mit Colyer und dem eigenwilligen Gitarristen Lonnie Donegan, der später zum Hillbilly-Song und sogar Rock'n'Roll abschwankte, hielt nur bis 1953. Erst seither gibt es die Band, die Barber berühmt machte und die seither in ihrer Besetzung gleich blieb.

Da ist Pat Halcox, ein Trompeter von Format, der aber keinesfalls eine „lead trumpet“ spielt, wie sie Dixieland-Kapellen sonst bevorzugen. Die eigentliche Führung übernimmt die Klarinette. Monty Sunshine, ein Schüler Sidney Bechets, der auch von George Lewis gelernt hat, gibt den Ton an, und die weichere, melodiosere Art, die solche Kombination dem Gesamt-„sound“ der Kapelle gibt, dürfte eines ihrer Erfolgsgeheimnisse sein. Allerdings macht Barbers Posaune dem braven Monty die Führung häufig streitig. Temperamentvoll und mit unglaublicher Virtuosität „rein“ geblasen, setzt sie sich immer wieder an die Spitze, und wo die drei – der zurückhaltende Trompeter und die sich oft fast duellierende Klarinette und Posaune – zusammenkommen, da ent-



steht eben jener undefinierbare Klang, der schon beim ersten Ton klarstellt: aha – Chris Barber!

Im Jahre 1950 stieß eine junge Zeichenlehrerin aus Dublin hinzu, zum Teil litauischer, zum Teil deutscher Herkunft: Ottilie Patterson, die heute längst zur europäischen Blues-Sängerin Nr. 1 – und zu Mrs. Chris Barber geworden ist. Wenn man die frühen Plattenaufnahmen hört (sie wurden in Kopenhagen gemacht), Studio-mitschnitte, denen noch ein wenig Ungeschicklichkeit anhaftet, ein leiser Ruch von Amateurarbeit (am besten in „Chris Barber plays the music of Clarence and Spencer Williams“ auf metronome MEP 1062 und „Echoes of Harlem“, metronome MEP 1063), so machen sie doch deutlicher als neuere und raffiniertere Platten, was im eigentlichen Chris Barbers Musik ausmacht: Charme. Es ist „Ragtime“, was da erklingt, stark synkopiert, aber durchaus europäisch in der Tonalität, beherrscht von der Harmonie und doch in der – zunächst noch etwas zaghaften – Stegreiferfindung der Einzelstimmen ein von fröhlichem Musikantentum geprägter, vielleicht ein wenig „harmloser“, wohl aber glänzend intonierter Vollblut-Jazz.

Das hat sich stark gewandelt. Seit Chris Barber in Amerika war, hat er „Rhythm and the Blues“-Elemente aus der schwarzen Tanzmusik aufgenommen, hat die Blues-Tonalität stark zugenommen, werden die schwarzen Noten nicht mehr nur als Effekt eingesetzt, kurz: ist er nicht nur virtuoser in seinem Eigenstil, ist er auch deutlich „schwärzer“ geworden. (Man hört es auf der etwas rowdyhaften, aber sehr inspirierten Aufnahme „Barber in Berlin“ am besten heraus, metronome MLP 15 031, die 1959 in der Deutschlandhalle vor 12 000 Zuhörern gemacht wurde, darunter 3000 jungen Leuten, die zu diesem Ereignis aus dem Ostsektor herübergekommen waren.) Trotzdem ist Barber geblieben, was er war: ein Europäer, der klassischen Jazz eigener Prägung spielt. Und eigene Prägung heißt bei ihm keinesfalls Klischee, wohl aber bewußter Verzicht auf alle nicht artgemäßen Übernahmen.

Wer wollte es ihm verübeln, daß er nicht spielt wie ein Neger? Oft hat Barber vergessene oder halbvergessene Schwarze aus den USA nach England geholt und ihnen dadurch zu einem neuen Start verholfen: „Big Bill“ Broonzy, der große Volkssänger des Südens, wurde von ihm wiederentdeckt, „Brother“ John Sellers erneut vorgestellt: beides mit schweren finanziellen Verlusten.

Ansonsten wird sich Chris Barber aber auch in puncto Finanzen nicht beklagen. Auf dem europäischen Markt kann, was den Plattenabsatz betrifft, im Jazz nur Louis Armstrong mit ihm konkurrieren, und was die verkauften Häuser anbetrifft, nicht einmal dieser. Barber ist der einzige Jazzmusiker, der in einer mittleren deutschen Großstadt drei Konzerte geben und die Kartenwünsche dennoch nicht alle erfüllen kann. Er ist der Publikumsliebbling des Jazz von heute. Werfe darob Steine auf ihn, wer will.

Seine Musik ist breit. Sie ist breiter (und erfolgreicher), als Jazz sonst zu sein pflegt. Das hat Neid, Unverständnis und Mißtrauen erregt. Daß sie aber so breit wurde, scheint mir sein größter und schönster Erfolg.

Fragt man am Ende Chris Barber selbst nach seinem Geheimnis, zuckt er die Achseln. „I like my music“, sagt er, meint es auch und, noch wichtiger, lebt er. Und diese Antwort dürfte höchstwahrscheinlich die einzig authentische sein. Heinz Ohff

**D**er Clou der Essener Jazztage waren die Quincy-Jones-Band und das Dave-Brubeck-Quartett. Zusammengestellt von dem 27jährigen ehemaligen Basie- und Gillespie-Arrangeur Quincy Jones, und zwar für die Neger-Jazzoper „Free and Easy“, stellte sich diese neue Bigband von drüben hier erstmalig vor. Nicht nur in der Besetzung (Rhythmusgruppe mit Gitarre), auch im „punch“ der Satzarbeit eifert die Band dem Count nach. Gleich in der ersten Nummer, „Birth of a Band“ (gleichnamige Langspielplatte: Mercury RJ 83049), bliesen die 18 (!) Jones-Mannen das Publikum fast von den Stühlen hoch. Jimmy Cleveland (Posaune), Sahib Shihab (Bariton, früher bei Gillespie) und Phil Woods (Altsaxofon) sammelten die meisten Punkte für die neue Band, der auch zwei Damen angehören. Der Gitarrist und Pikkolo-Flötist Les Spann war übrigens ein Konzert für sich wert. Dave Brubeck, der ewig lächelnde Kalifornier mit der respektablen Hornbrille, hat endlich sein klassisches Pathos gegen ein bißchen Jazzgefühl eingetauscht. Zwar schauen Debussy, Ravel, Rimsky-Korssakoff und Bartok dem prominenten Pianisten immer noch über die Schulter. Aber er baut sie so charmant und gekonnt in seine Kompositionen ein, daß man nicht böse ist. Unglaublich einfallsreich und intensiv „drummt“

# JAZZ VOM HUDSON MISSISSIPPI UND DER SEINE

**Rund 12 000 bei den Essener Jazztagen**



Joe Morello. Weitere Attraktionen des Jazzfestes: Ein blendend disponierter Coleman Hawkins, ein wieder arrivierter Bud Powell, die Cool-Blondine Helen Merrill (mit rauchiger Filterstimme), der Grandseigneur der Swinggeige, Stephane Grappelly, die immer rüstige „Dutch Swing College“-Band und schließlich, als Deutschland-Debut, einer der großen weißen Veteranen des „Chicago“-Stils, Muggsy Spanier mit seinem saftig-konzentrierten Blues-Kornett. Er und sein Kollege Oskar Klein vom „Dutch Swing College“ setzten einen herzlich applaudierten Schlußpunkt unter zwei lohnende Konzerte. J. S.